

Warum werden Gedichte geschrieben?

Die Frage ist uralte. Aber sie muss von jeder neuen Generation von Gedichtschreibern wieder neu gestellt und beantwortet werden. Hier versucht ein junger Basler Autor seine Antwort zu geben.

Ein junger Mann sollte eines seiner lyrischen Erzeugnisse am Radio vorlesen. Aufnahmen wurden gemacht. Nach der ersten Probe kam die Leiterin der Sendung zu ihm herüber in den schalldichten Raum, man hörte sich die Aufzeichnung an, und sie fragte, indem sie ihn fast mütterlich ansah: „Lesen Sie mit Absicht so unbeteiligt? Wenn Sie etwas von einer Miriam, dann müssen Sie doch irgendeine Beziehung zu diesem Namen besitzen!“ Der junge Mann blieb ihr die Antwort schuldig; er hatte nicht mit der Möglichkeit einer solchen Frage gerechnet.

*

Wenn der Autor schon selbst eines seiner Gedichte wiedergibt, dann soll er den Text mindestens ebenso unbeteiligt vorlesen, wie der Nachrichtensprecher die Erhöhung des Diskontsatzes um ein viertel Prozent mitteilt. Denn: Ein Gedicht, an dem sich der Autor in irgend einer Weise beteiligen muss, ist nicht fertig oder eine Fehlkonstruktion. Er versucht, durch seinen Tonfall darüber wegzutäuschen.

Das Gedicht besteht für sich selbst und aus sich selbst. Eine Vorlesung ist deshalb zum vornherein fragwürdig.

*

Wäre das Gedicht „Ausdruck“, so vermöchte ihm eine Wiedergabe nichts anzuhaben, im Gegenteil, sie könnte es potenzieren. Das heutige Gedicht will nicht die Fünffarben-Reproduktion eines Zustandes sein; es hat nicht die Absicht, in einem Leser Bilder hervorzurufen, Stimmungen zu schaffen und damit zu vervielfältigen, sondern es will sie vernichten, indem es sie objektiviert.

Ein Mann führte sein Tagebuch so: Er schrieb plötzlich an einem Tage alles, was ihn bedrängte, nieder, und wenn er damit fertig war, warf er alles ins Feuer. Er unternahm den gleichen Versuch, den die Lyriker unternehmen. Aber dass er die Blätter ins Feuer werfen musste, beweist, dass er seinen Zustand nicht auf dem Papier selbst vernichten

konnte. Er benötigte das Feuer, das diese Aufgabe am Manuskript stellvertretend erfüllte.
Auch Gedichte sind dem Feuer stark ausgesetzt.

*

Was ist dann ein Gedicht? Es enthält das, womit der Autor nichts mehr zu tun haben will, oder—noch besser—nichts mehr zu tun hat. Er reißt Wörter und Bilder aus sich, schreibt sie auf und sperrt sie in Formen, aus denen sie nicht mehr entweichen können.

Ein Gedicht ist ein Käfig. Je dichter sein Gitter aus Formen ist, desto besser. In ihn versucht man, die Bilder zu sperren. Jeder dieser Vögel scheidet sich seinen Herrschaftsbereich aus. So bildet sich mit der Zeit ein Gleichgewicht in dem Käfig aus. Es kann sich auf verschiedene Weise verwirklichen, aber nur eine beschränkte Anzahl von Möglichkeiten besteht. Die Vögel bestimmen gegenseitig ihren Herrschaftsbereich; sie halten einander in Schach.

Je besser der Autor die Vögel hat einsperren können, desto unbeteiligter ist er; er braucht nicht ständig die Hand auf Löcher des Käfigs zu legen. Deshalb ist Distanz ein Qualitätszeichen.

*

Ein Gedicht ist der Versuch, sich zum Schweigen zu bringen. Das vollkommenste Gedicht wäre deshalb die Stille, eine Stille, in der alles an seinen Platz gebunden ist. Das ganze Universum wäre in dieser Stille anwesend. Wer ein Gedicht schreibt, gibt immer auch zugleich sein Scheitern zu.

*

Nehmen wir an, es gebe einen Fortschritt: Dann ist eine Lyrik, wie die beschriebene, tödlich krank. Sie hat nur ein Ziel: langsam zu verlöschen. Gibt es einen Ausweg daraus?

Es gibt Neuansätze. Einer davon ist: Man schreibt das, was man will. Dieser Satz ist ganz wörtlich zu nehmen. Man schafft eine Harmonie. Wenn einem das gelingt, wenn man die Harmonie in die chaotische Welt hat setzen können, dann wird sie anwesend bleiben. Ein—vielleicht banales—Beispiel dafür: Ein Mensch möchte einen adern lieben; aber er vermag es nicht. Wenn es ihm gelingt, diese Liebe als Gedicht zu erschaffen, so wird sie auch in der zwischenmenschlichen Welt möglich sein.

Der Autor baut einen Käfig um sich herum, dessen Gitter so dicht sind, dass fast nichts mehr von aussen hereindringen kann. Er lebt darin sicher.

*

Das Gedicht ist nie ein Abbild dieser Welt. Es versucht sich von ihr zu befreien, indem es sie vernichtet, oder dadurch, dass es ihr eine neue entgegensetzt.

Balz Engler

Nachtrag 2010: Ein doch interessanter, etwas seltsamer Text eines jungen Mannes (20), vom Zeitgeist (T. S. Eliot) gestreift, aber auch von seinen eigenen Qualen bedrängt, wie die Widersprüchlichkeit des zweitletzten Abschnitts zeigt. Wittgensteins *Tractatus* war er wohl schon begegnet.